

Jacqueline Lochmüller wurde 1965 in Bayreuth geboren, wo sie auch aufwuchs. Nach sechzehn Jahren in Hof kehrte sie in ihre Heimatstadt zurück. Sie schreibt für Zeitschriftenverlage Wahre Geschichten und Krimis.

JACQUELINE LOCHMÜLLER

Fränkische Verführung

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
 Alle Rechte vorbehalten
 Umschlagmotiv: © mauritius images/Ypps
 Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
 Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
 Lektorat: Dr. Marion Heister
 Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
 Printed in Germany 2014
 ISBN 978-3-95451-360-4
 Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
 regelmäßig über Neues von emons:
 Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Die Sommernacht war mild und sternenklar, die Büsche, die am Rande des kopfsteingepflasterten Parkplatzes wuchsen, verströmten intensiven Blütenduft. Eine junge Frau im engen roten Lederrock stöckelte eilig zwischen den abgestellten Fahrzeugen hindurch. Ihr Ziel war die Bar gegenüber, durch deren trübe Sprossenfenster bunte Discolichter flackerten. Sie überquerte die schmale Straße, die den Nachtclub vom Parkplatz trennte, und drückte die schwere Holztür auf. Dröhnende Bässe schlugen über ihr zusammen, die Luft war zum Schneiden dick, und zu viele Menschen drängten sich im Inneren des Lokals. Zu voll war ebenso schlecht wie zu leer für ihr Vorhaben.

Sie bahnte sich einen Weg durch die Massen, bis zur Bar, und setzte sich rasch auf den einsamen Hocker ganz am Ende, der wie vergessen dastand. Ein dunkelhäutiger Kellner hinter dem Tresen polierte gelangweilt Gläser. Er streifte sie mit einem flüchtigen Blick. Ohne seinen Lappen beiseitezulegen, kam er gemächlich zu ihr herüber und schob eine schmutzige, laminierte Getränkekarte über die Theke. Abwartend stützte er sich auf den Ausschank. Die Frau deutete auf Tequila Sunrise, und der Kellner nickte.

Während sie auf ihren Drink wartete, betrachtete sie die Gäste. Es war schwer auszumachen, wer ohne Begleitung war. Aber das war nicht das Problem. Sie brauchte nicht unbedingt jemanden, der alleine war. Für das, was sie suchte, genügten ihr einige Minuten ungestörter Zweisamkeit. Fünf oder zehn Minuten, wenn es besser war als gewöhnlich eine Viertelstunde.

Gut war es nie, aber vielleicht würde es das irgendwann einmal sein. Durch die noch immer lautstarken Bässe drang ein hässliches Knarzen, und jäh brach die Musik ab. Schmerzhaft kratzende Geräusche kamen aus den Lautsprechern.

»Sorry, Leute. Die Anlage verträgt die Hitze nicht. Gleich geht's weiter«, tönte die Stimme des Discjockeys durch den Raum, der plötzlich noch enger und heißer schien als ohnehin schon.

»Tja, die Gute ist eben nicht mehr die Jüngste«, grinste der farbige Kellner die Frau im roten Lederrock an und stellte den gewünschten Tequila vor sie auf den Tresen. In der orangefarbenen Flüssigkeit steckte ein schwarzer Strohalm, den Glasrand zierte ein kleines schwarzes Kleeblatt aus Plastik. Ohne auf die Bemerkung des Kellners einzugehen, nahm die Frau das Glas und sog bedächtig das Getränk durch den Strohalm. Ein fülliger Mann in Anzug und Krawatte, der auf dem Hocker neben ihr saß und dem sie bislang keine Beachtung geschenkt hatte, legte zwanzig Euro auf den Ausschank und stand auf. Mit einem raschen Blick taxierte sie ihn. Er sah nach Geld aus und nach Macht und Ansehen, aber das interessierte sie nicht. Ehe er gehen konnte, legte sie ihm leicht die Hand auf den Arm. Der Mann hielt in der Bewegung inne.

»Was ist?«, fragte er, und im selben Moment setzte donnernd die Musik wieder ein.

Die Frau bewegte die Lippen, als würde sie etwas sagen. Verständnislos musterte er sie, zuckte mit den Schultern und legte die Hand hinter das Ohr. Sie nickte, glitt vom Hocker, klemmte ihre schmale Tasche unter den Arm und zwängte sich durch die Gäste Richtung Ausgang, ohne sich umzusehen.

Keine Minute später stand sie vor dem Lokal. Im Vergleich zu der Schwüle im Club war es angenehm frisch hier draußen. Ihr Herz schlug hart.

»Also, was wollten Sie mir sagen?«, hörte sie die Stimme des Mannes hinter sich, der ihr, wie erwartet, gefolgt war. Sie drehte sich um und lächelte.

»Eigentlich wollte ich Sie fragen, ob Sie eine Zigarette für mich haben.« Sie rauchte nicht.

»Eigentlich?«, wiederholte er und sah auf sie hinunter. Sein helles Hemd spannte über dem Bauch.

»Eigentlich will ich es mir abgewöhnen. Es war nur so ein Moment. Tut mir leid.«

Er lächelte.

»Ich hätte Ihnen auch nicht aushelfen können. Ich rauche nämlich nicht.«

Sie trat ein paar Schritte von der Tür des Lokals weg und lehnte

sich, die Hände hinter dem Rücken, an die rauen Sandsteine der Hauswand.

»Das lässt sich ändern«, sagte sie und musterte ihn, ohne eine Miene zu verziehen.

»Wie bitte?«, fragte er irritiert.

»Ich könnte dich zum Rauchen bringen«, fuhr sie fort, und es klang, als wollte sie einen höflichen Vorschlag unterbreiten. Während sie sprach, schlug sie die Beine übereinander, die in feinen Nahtstrümpfen steckten. Er stutzte und betrachtete sie genauer.

»Ich bin nicht sicher, ob ich das richtig verstanden habe«, erwiderte er. Die Lokaltür öffnete sich, und eine Gruppe junger Leute spazierte unter Lachen und Herumalbern an ihnen vorbei. Nachdem die kleine Ansammlung außer Hör- und Sichtweite war, trat er auf sie zu und stützte eine Hand neben ihrem Kopf gegen die Sandsteine.

»Wie genau soll denn das aussehen, wenn du mich zum Rauchen bringst?«, fragte er. Sein Gesicht war nahe an ihrem. Sein Atem roch schwach nach Pfefferminze und Whiskey. Sie mochte den Geruch. Sie gab keine Antwort, stattdessen schlüpfte sie aus ihrem Stöckelschuh und strich mit dem Fuß die Innenseite seiner Wade entlang.

»Ach so«, murmelte er. »Das Kätzchen ist heiß. Interessant.« Er schob seine freie Hand zwischen die Hausmauer und ihr Gesäß und begann ihre Pobacke zu kneten. Sie wusste, sie hatte ihn. Ihr Körper reagierte, doch sie blieb innerlich unbeteiligt.

»Fühlt sich gut an«, brummte er und zog ruckartig ihren Schoß gegen seinen Schritt. Er hatte eine Erektion, die sich äußerst stattlich anfühlte. Sie wollte sich an seinem Reißverschluss zu schaffen machen, doch er hielt ihr Handgelenk fest.

»Nicht so hastig. Gehen wir um die Ecke, oder noch besser, zu meinem Wagen.« Sie nickte, schlüpfte wieder in ihren Schuh und folgte ihm bis zum Ende des Parkplatzes. Flüchtig registrierte sie, dass ihre heutige Eroberung ein sehr edles Fahrzeug besaß, dessen Marke sie nicht zuordnen konnte.

»Steig ein«, ordnete er an, nachdem er die Zentralverriegelung per Fernbedienung geöffnet hatte. Der Wagen roch neu, die Sitze

waren aus dunkelrotem Leder, das Lenkrad offensichtlich aus Mahagoni. Der Mann bediente ein paar Knöpfe, die Rückenlehnen senkten sich geschmeidig nach hinten, und aus der Musikanlage klangen leise Töne einer klassischen Komposition.

»Leg dich zurück«, bestimmte er. Es hörte sich nicht an wie ein Befehl und doch so, als sei er daran gewöhnt, keine Widerworte zu bekommen. Sie gehorchte. Ihr Körper brannte vor Verlangen, ihre Sinne waren hellwach und doch nur auf ein Ziel gerichtet.

»Nun komm schon!«, stieß sie hervor. Er lachte, sie vernahm ein leises Klicken und stutzte. Im selben Moment beugte er sich über sie. In seinen Augen glitzerte es amüsiert und voller Begierde.

»Deine Art gefällt mir«, grinste er. »Ich mag es, wenn eine schöne Frau so heiß und hungrig ist.«

»Du redest zu viel«, gab sie zurück, griff nach seinem Gürtel und machte sich an der Schnalle zu schaffen.

»Gut. Dann mach mich fertig, okay? Zeig mir, was du noch alles kannst. Ahh ...« Er stöhnte auf, als sie ihn mit fester Hand umfing.

Wenige Minuten später war es vorbei. Die Musik spielte noch immer und zerrte an ihren Nerven. Ihr Liebhaber richtete sich auf, machte sich am Handschuhfach zu schaffen und legte ihr ein Tempotuch auf den Bauch. Sie lag reglos auf dem Rücken, spürte dem Orgasmus nach und suchte wieder einmal vergeblich nach einem Gefühl von Erfüllung. In ihr war alles kalt, und der Fremde neben ihr ekelte sie an. Seine Finger strichen über ihre nackte Brust. Sie hatte den Wunsch, nach seiner Hand zu schlagen. Ruckartig setzte sie sich auf. Das Papiertuch fiel unbenutzt zu Boden. Sie zog den BH zurück an seinen Platz und schloss ihre Bluse.

»Was ist los?«

»Nichts. Ich muss gehen.«

»Schade. Wie heißt du?«

Sie zögerte einen Atemzug lang.

»Ricarda.«

»Gut. Gib mir deine Telefonnummer. Ich melde mich.«

»Nein.«

Er setzte sich auf und runzelte die Stirn.

»Was soll das heißen: ›Nein?‹«

»Wir sehen uns nicht wieder.«

Sekundenlang war es still im Auto.

»Weißt du überhaupt, mit wem du sprichst, du kleine Schlampe?« Wut loderte in seinen Worten. Unvermittelt bekam sie einen Lachreiz. Sein Hemd war verrutscht und verknittert, seine Hose stand offen, und sein Geschlecht, jetzt schlaff und ermattet, hing heraus. Eben hatte sie ihn noch schier um den Verstand gebracht, und nun zertrat sie sämtliche seiner Illusionen.

Sie richtete ihren Rock und suchte im Fußraum nach ihrer Tasche.

»Du bildest dir was ein. So toll war es nicht, dass wir es wiederholen müssten.«

Er packte sie an der Schulter und riss sie hoch.

»Du mieses kleines Dreckstück!«

Seine Finger krallten in ihre Haut. Sie war in Versuchung, in seine Hand zu beißen, damit er sie losließ.

»Mich serviert keine ab, dass das klar ist!«

Ohne sie rauszulassen, griff er grob in ihre Haare und zerrte ihren Kopf nach hinten. Ricarda hatte keine Angst. Heißer Zorn flammte in ihr, wurde immer größer und drohte ihr die Luft zu nehmen. Sie hätte ihm gern das Knie zwischen die Beine gerammt, doch die Situation im Fahrzeug ließ es nicht zu. Unvermittelt stieß er sie von sich, und sie prallte mit der Schläfe gegen den Türrahmen. Es flimmerte vor ihren Augen, und sie spürte einen stechenden Schmerz. Verdammte Scheißkerle! Sie sah, dass er sich an ihrer Tasche zu schaffen machte.

»Wir werden doch mal sehen, ob ich nicht herauskriege, wer genau du bist«, zischte er. »Du sollst schließlich einen Grund haben, dich an heute Abend lange und gründlich zu erinnern.«

Sie schnellte nach vorne und versuchte, ihm die Tasche zu entreißen. Der Mann packte ihr Handgelenk, und Ricarda hatte endgültig genug. Blitzartig schlug sie ihm ihren Schädel gegen die Nase. Er heulte auf und lockerte seinen Griff, packte jedoch sofort wieder zu. Sie riss ihren Arm in die Höhe und biss mit aller Kraft in die Innenseite seines Unterarmes. Mit einem wütenden

Schrei ließ er sie los. Ricarda schnappte nach ihrer Tasche, öffnete die Wagentür und stolperte nach draußen.

»Elende Hure!«, brüllte er. »Ich krieg dich noch. Man sieht sich immer zweimal!«

2

Kommissarin Benita Luengo parkte ihren schwarzen Mercedes SLK am Wegrand, unmittelbar dort, wo die geteerte Zufahrtsstraße in den Waldweg mündete. Sämtliche ihrer Kollegen hatten ihre Fahrzeuge ordnungsgemäß fünfhundert Meter weiter vorne abgestellt, am Parkplatz der Gaststätte an der Bürgerreuth. Dampfige Luft schlug ihr entgegen, als sie das voll klimatisierte Innere ihres Wagens verließ. In Sekundenschnelle klebten ihr schwarzes Top und ihre knappe Jeans-Shorts am Körper. Julius Schwarz, ihr Mitarbeiter, wartete am Waldrand, eine Zigarette zwischen den Lippen. Mit ungelassenen Schritten, als sei ihm seine hagere, hoch aufgeschossene Gestalt im Weg, kam er ihr entgegen.

»Morgen, Chefin. Da geht's lang«, nuschte er, nahm die unangezündete Zigarette aus dem Mund und deutete in unbestimmter Richtung hinter sich.

»Morgen, Julius. Lassen Sie bloß die Kippe aus, nicht dass der Wald brennt.«

»Ich gewöhn es mir gerade ab. Aber der Wald brennt eh nicht. Ist alles viel zu nass, wegen dem Gewitter heute Nacht.«

»Abgekühlt hat es jedenfalls nicht«, erwiderte Benita. »Gehen wir. Wer von den Kollegen ist schon da?«

»Alle. Köhler von der Rechtsmedizin, die Truppe von der Spurensicherung, paar Jungs von der Streife, um das Gelände abzusichern. Man glaubt es nicht, wie schnell sich das herumspricht. Die ersten Neugierigen ...«

»Schon gut«, unterbrach Benita ihn und sah, wie sein pickliges Jungengesicht rot anlief. »Erzählen Sie mir die Fakten. Wo, sagten Sie, geht's lang?«

»Da.« Schwarz zeigte zu dem breiten, ansteigenden Hauptweg, der zum Siegesturm führte.

Sonnenstrahlen drangen durch die Zweige der hohen Laub- und Tannenbäume. Es war vormittags, kurz nach zehn Uhr, und selbst im Schatten mochten die Temperaturen schon bei annähernd dreißig Grad liegen.

»Etwa hundert Meter geradeaus und dann links seitlich in den Wald. Eigenartige Sache. Der Mann wurde offensichtlich mit einem stumpfen Gegenstand erschlagen, wahrscheinlich mit einem der Steine, die hier überall rumliegen.«

»Was ist daran eigenartig?«, fragte Benita. Ihr stand der Schweiß am Körper, und sogar ihre Handflächen waren feucht. Sie konnte sich gar nicht erinnern, wann es in Bayreuth zuletzt so heiß gewesen war. Sie sehnte sich nach einer kühlen Dusche und nach einer Cola.

»Seine Hände. Aber das sehen Sie gleich.« Julius Schwarz wandte sich zur Seite, verließ den Hauptweg und ging quer in den Wald. Benita folgte ihm. Auf eine Entfernung von etwa fünfzig Metern konnte sie die Kollegen bei der Arbeit sehen und das weiträumig mit rot-weißem Plastikband gesicherte Gelände. Sie stapfte durch nasses Laub und trat auf glitschige Äste. Erste Feuchtigkeit drang durch den Stoff ihrer sommerlichen Turnschuhe, günstig erstanden bei der Modekette H & M.

Toll, Benita, dachte sie grimmig. Genau die richtigen Schuhe für eine Tatortbegehung wie diese.

»Morgen zusammen«, grüßte sie und schlüpfte unter der Absperrung durch.

»Morgen, Frau Kollegin«, erwiderte Köhler, während die anderen nur nickten. Der Tote lag bäuchlings auf den durchnässen Blättern, die Arme neben dem Kopf lang hingestreckt. Das Gesicht war nach unten gerichtet, als hätte er Augen, Nase und Mund in den Boden wühlen wollen. Dennoch konnte man an der linken Schläfe eine klaffende Wunde sehen, die von einem heftigen Schlag herrühren mochte. Am auffälligsten aber waren die Hände des Toten. Die Haut war schwarz verkohlt, die Finger krallenartig ins Erdreich gedrückt, an den Unterarmen hatten sich Rötungen hochgefressen, vermutlich von sengender Hitze, und dicke weiße Blasen überzogen die Epidermis. An der Stelle, wo die Hände auflagen, war das Laub großflächig beiseitegeschoben, sodass die nackte Erde zu sehen war.

»Donnerwetter!«, stieß Benita aus. »Das ist ja widerlich. Dem hat jemand die Hände angezündet.«

»Allerdings«, bestätigte Köhler, der eben seine Instrumente wieder in den Metallkoffer packte.

»Wenn ich das richtig sehe, sind Sie hier fertig?«, fragte die Kommissarin und konzentrierte sich auf den abstoßenden Anblick der Leiche.

»Fürs Erste, ja. Ehe Sie die übliche Frage stellen: Der Körpertemperatur nach ist er vermutlich gestern Abend in der Zeit zwischen acht Uhr und Mitternacht getötet worden. Die Hitze macht es schwierig, den genauen Zeitpunkt festzustellen, weil sich der Körper länger warm hält. Die Totenstarre ist voll ausgeprägt, die Totenflecke kann man wegdrücken, das heißt, länger als zwanzig Stunden kann der Exitus nicht her sein.«

»Wie aus dem Lehrbuch, sehr schön, Herr Köhler. Wer hat ihn gefunden?«, fragte Benita.

Um die geplatzte Haut an der Schläfe des Mannes schwirrte eine dicke Fliege, und die Kleidung, die er trug, haftete in nassen Falten an seinem Körper. Ihr war danach, ein paar Schritte nach hinten zu treten.

»Die beiden Waldarbeiter«, meldete sich Julius Schwarz zu Wort. Er zeigte über Benitas Schultern, wo in einigen Metern Entfernung ein junger Polizeibeamter mit zwei Männern in orange-grünen Anzügen sprach und sichtlich konzentriert Notizen machte.

»Richter nimmt eben die Personalien auf«, ergänzte er. »Wollen Sie mit den beiden reden?«

»Später. Ich würde den Toten gern umdrehen lassen. Wie weit ist die Spurensicherung?«

»Wir sind auch fertig«, ertönte im Hintergrund die Stimme von Karol Weber, dem Leiter der Spurensicherung.

»Kann man schon sagen, ob Fundort gleich Tatort ist?«, fragte Benita. Weber zuckte mit den Schultern.

»Es sind zumindest keine offensichtlichen Schleifspuren zu erkennen, und auch keine Reifenspuren. Wenn was vorhanden war, wurde es vom Regen gewaschen.«

»Habt ihr Fotos gemacht?«, wollte Benita wissen.

»Natürlich. Wir sind keine Anfänger«, brummte Weber verärgert.

»Gut. Dann dreht ihn um«, bestimmte die Kommissarin.

Je eher sie hier fertig war, umso besser. Sie hatte einen schalen

Geschmack im Mund von der trockenen Scheibe Toast, die sie zum Frühstück gegessen hatte, und die Hitze machte ihr zu schaffen. Vielleicht machte ihr auch das dritte oder vierte Glas Wein zu schaffen, das sie gestern am späten Abend noch getrunken hatte, um irgendwann einschlafen und für ein paar Stunden vergessen zu können. Alles, weil sie es immer wieder tun musste und sich danach so dreckig und elend fühlte. Nie brachte es ihr etwas, das schnelle Abenteuer, außer Leere und Einsamkeit und dem Gefühl, dass etwas Wesentliches im Leben für sie unerreichbar war.

Zwei Männer der Spurensicherung in ihren weißen Ganzkörperanzügen griffen den Toten an Hand- und Fußgelenken und hoben ihn hoch. Mit einer geschickten Drehung wandten sie ihn um und legten ihn in den bereitgestellten Metallsarg. Benita trat einen Schritt näher und sah der Leiche ins Gesicht. Ihr war, als bekäme sie einen Faustschlag unmittelbar in den Magen.

»Ach du Scheiße. Das ist der Wachter«, hörte sie Weber verblüfft sagen.

»Wer?«, fragte Benita. Ihre Stimme krächzte plötzlich, und sie räusperte sich. Vor ihren Augen flimmerte es.

»Der Wachter, der Fleischfabrikant. Dem gehört die Villa gleich hier unten am Wald.«

»Sind Sie sicher?«, mischte sich Julius Schwarz ein, der schon eine Weile nichts mehr gesagt hatte.

»Ja, klar. Der Wachter war mit meiner Frau in der Schule. Wir haben ihn vor zwei Wochen oder so auf einem Konzert in der Stadthalle gesehen und ein paar Banalitäten gewechselt.«

»Banalitäten! Meine Güte! Hat jemand Handschuhe für mich?«, fuhr Benita hoch. »Oder vielleicht seht ihr einfach mal nach, ob er Papiere dabei hat?«

»Was sind Sie denn so aggressiv? Schlecht geschlafen oder was?«, hielt Weber gereizt dagegen. »Die Hitze macht uns allen zu schaffen.«

Er bückte sich und versuchte, an die Gesäßtasche des Toten zu kommen.

»Herrschaft! Kann mir mal jemand helfen?«, regte er sich auf. Köhler sowie einer der Männer von der Spurensicherung hoben die starre Leiche mit einem Griff an Schulter und Hüfte ein Stück

weit an, sodass Weber die erste der Taschen untersuchen konnte. Er zog einen flach gedrückten Geldbeutel heraus, dessen Ecken sich bogen.

»Hundert Euro in zwei Fünfigern und eine American Express Platinum Card. Name des Inhabers: Werner Wachter«, erläuterte er und kramte in den Fächern. »Außerdem ein Kassenzettel von der Aral-Tankstelle in der Bernecker Straße, dort hat er bar bezahlt. Zwei Notizzettel mit je einer Handynummer darauf. Im Münzfach liegen nur ein paar Cent, zwei Büroklammern und ein hässliches schwarzes Kleeblatt aus Plastik.«

»Es gibt im Industriegebiet eine Bar, die heißt ›Zum Schwarzen Kleeblatt«, ließ sich Julius vernehmen. »Dort stecken sie so Zeug an die Gläser.«

Benita wurde schwindelig.

»Chefin? Alles klar?«, fragte er.

»Ja. Sicher.« Verdammter Mist. Bei ihr war nie etwas klar, und im Moment schon gar nicht. Sie musste nachdenken, und zwar umgehend.

»Er hat ein Handy dabei«, verkündete Weber, der die übrigen Hosentaschen des Opfers durchsuchte.

»Gut«, erwiderte Benita. Sie riss sich zusammen. »Nehmt ihn mit. Ich will so rasch wie möglich Ergebnisse, hören Sie, Herr Köhler?«

»Sowie ich welche habe, kriegen Sie Bescheid«, versicherte der Rechtsmediziner, ohne sich von dem scharfen Ton der Kommissarin aus der Ruhe bringen zu lassen.

»Gibt es sonst noch irgendwelche ersten Erkenntnisse?«, fragte sie weiter und sah abwechselnd Köhler und Weber an. Weber schüttelte den Kopf.

»Vermutlich werden wir nicht einmal die Tatwaffe beziehungsweise den Stein finden, mit dem er erschlagen wurde. Der Starkregen letzte Nacht hat sämtliche Spuren verwischt.«

»Regen! Ich kann es nicht mehr hören. Julius, kümmern Sie sich um die Adresse von dem Toten. Wir müssen die Angehörigen verständigen. Es gibt doch Angehörige, oder?« Benita sah Weber bei dieser Frage an. Der Kollege nickte.

»Klar. Er war verheiratet und hat drei Kinder.«

»Okay. Herr Weber, stellen Sie das Handy sicher und geben es mir. Ich kümmerge mich selber darum.« Sie spürte neue Schweißperlen im Gesicht und am Hals.

»Wie die Adresse genau lautet, weiß ich zwar auch nicht, aber ihr braucht nur aus dem Wald raus und sofort rechts über den Feldweg. Nach vielleicht fünf- oder sechshundert Metern kommt die Wachter-Villa, gleich hinter einer Biegung. Ist übrigens das einzige Haus weit und breit. Ihr könnt also gar nix falsch machen«, sagte Weber. Er ließ das Mobiltelefon in ein Plastiktütchen gleiten, verschloss es und reichte es Benita.

»Danke, Herr Weber. Bis später also. Kommen Sie, Julius«, wandte sie sich an ihren Mitarbeiter. Sie sah, dass er noch immer seine unangezündete Zigarette zwischen den Fingern drehte, und ihr Magen zog sich zusammen.

Eigentlich wollte ich Sie fragen, ob Sie eine Zigarette für mich haben.

Dass sie auch immer wieder mitten in den Dreck fassen musste.

»Ist schon eklig, finden Sie nicht?«, nuschelte Julius, den kalten Glimmstängel wieder zwischen den Lippen. »Ich meine, genügt es nicht, den Typen zu erschlagen? Wozu auch noch die Hände anzünden? Und das im Wald. Da hätte ja auch noch einiges mehr abfackeln können.«

»Gestern nicht. Es gab mittags das erste Gewitter, also war schon alles nass«, hielt Benita dagegen. Sie stieg über einen ausladenden Zweig, an dem noch grünes Laub hing. Der Sturm vergangene Nacht musste ihn abgerissen haben.

»Apropos nass«, sagte Julius und nahm die Kippe wieder aus dem Mund. Er zog eine halb volle Packung Marlboro aus der Hemdtasche und steckte die Zigarette, deren Papierhülle mittlerweile knitterte, zurück in die Schachtel. Er zeigte auf Wachters Handy, das seine Chefin mangels anderer Möglichkeiten noch immer in der Hand hielt.

»Das Ding müsste definitiv kaputt sein, nach dem Regen. Sie werden die SIM-Karte trocknen und in ein anderes Gerät legen müssen, um seine SMS und die Anruferliste zu überprüfen.«

Die Kommissarin warf ihm einen grimmigen Blick zu.

»Gut, dass ich Sie habe, Julius. Ich wäre wahrscheinlich völlig ratlos gewesen.«

»Ich dachte nur«, brummte er verlegen.

Sie hatten den Waldrand erreicht. Benita sah von ihrem Wagen, der in der prallen Sonne stand, zu dem geschotterten Feldweg, auf den Weber hingewiesen hatte. Der Regen hatte lehmige Erde über die Steine gespült. Wenn sie da entlangfuhr, konnte sie das Auto hinterher waschen. Zudem stand es außer Frage, dass die Temperaturen im Fahrzeug mit jeder Sauna konkurrieren konnten.

»Wo haben Sie geparkt, Julius?«

»Vorne an der Bürgerreuth. Mit ein bisschen Glück steht meine Karosse sogar im Schatten. Okay, Chefin, wir nehmen meinen Wagen. Oder wir laufen.«

»Wir laufen. Aber nur bis zu Ihrem fahrbaren Untersatz«, entschied Benita.

Die Wachter'sche Villa erwies sich als gedrungenes zweistöckiges Gebäude, das still inmitten eines großen, gut überschaubaren Gartens lag. Die weiß gekalkten Außenmauern des Hauses blendeten in der Sonne, auf dem Dach schimmerten bläuliche Ziegel, und um das gepflegte Grundstück war ein schmiedeeiserner Zaun gezogen. Direkt dahinter begann der Wald. Benita schirmte die Augen mit der Hand ab.

»Stattlich und einsam«, stellte sie fest.

»Mir wäre es zu groß«, erwiderte Julius und fummelte in seinem Handschuhfach. »Aber vielleicht bin ich auch nur neidisch.«

»Bestimmt. Was suchen Sie denn?«

»Einen Kaugummi. Es muss noch einer da sein. Hier, ich hab ihn. Igitt, der klebt ja«, murrte er.

Benita fand, dass ein Grinsen ihrerseits gepasst hätte, aber ihr war nicht danach.

»Werfen Sie ihn weg und nehmen Sie sich nachher im Präsidium einen anderen. Jetzt ist sowieso kein guter Moment für einen Kaugummi«, sagte sie und stieg aus. Julius seufzte und folgte ihr.

»So einfach ist das nicht. Das war ein Nikotinersatz-Kaugummi, die liegen im Büro nicht einfach rum. Die gibt's nur in der Apotheke.«

»Dann halten Sie eben nachher noch irgendwo an. Jetzt kom-

men Sie schon, damit wir es hinter uns bringen«, erwiderte Benita ungeduldig.

Die Haustür der Villa ging auf, und eine dralle Frau mit Lappen und Eimer in der Hand kam heraus. Schwerfällig bewegte sie sich die zwei Stufen in den Garten hinunter, wandte sich nach rechts und begann, das erste der großen Sprossenfenster zu putzen.

»Ob das Frau Wachter ist?«, überlegte Julius.

»Ich kenne sie genauso wenig wie Sie, mein Lieber.«

Gemauerte Säulen aus hellen Steinen rahmten das Gartentor ein. An der rechten Säule war ein Metallschild angebracht. »Wachter – Silbersandweg 7«, las Benita. Sie versuchte, das Tor zu öffnen, das zu ihrer Überraschung nicht verschlossen war. Sie hatte damit gerechnet, eine Sperrzone zu betreten, die mit einer Kombination aus elektronischer Verriegelung, Gegensprechanlage und vielleicht sogar einer Überwachungskamera abgesichert war. Das Tor quietschte vernehmlich. Die Frau vorne am Wohnhaus unterbrach ihre Putzarbeit und drehte sich um. Benita sah beim Näherkommen, dass sich neben der Treppe zur Haustür eine Rampe befand, wie sie Rollstuhlfahrer benutzen.

»Guten Morgen«, grüßte die Kommissarin. Julius schloss sich an.

»Der ist bei mir schon lange vorbei. Ist ja schon nach elf Uhr. Trotzdem: auch guten Morgen. Ich habe Sie gar nicht kommen sehen. Die Sonne blendet so«, plapperte die Frau. Benita schätzte sie auf Mitte fünfzig. Sie trug ein cremefarbenes Baumwollkleid mit Streublümchenmuster und großzügigem Ausschnitt. Auf ihrer pigmentfleckigen Haut glänzte der Schweiß. Flüchtig ging es Benita durch den Kopf, dass sie Wachters Abenteuerbereitschaft nachvollziehen konnte, sollte sie seine Frau sein.

»Sind Sie Frau Wachter?«, fragte sie und wollte gewohnheitsgemäß nach ihrem Ausweis tasten, als ihr einfiel, dass dieser in ihrem Wagen lag. Mist, sie hatte ihren Kopf nicht beisammen.

»Nein. Wenn Sie wegen einer Spende kommen oder so, müssen Sie sich an Herrn Wachter wenden. Bloß, der ist nicht da. Aber das geht mich ja nichts an.« Sie schob die Unterlippe vor und ließ ihr Fensterleder in den Wassereimer plumpsen. Es spritzte, und Benita trat rasch einen Schritt zurück.

»Entschuldigung«, brummte die Frau, die Benita nun gedanklich als Putzhilfe einordnete.

»Wir möchten gern zu Frau Wachter, wenn sie da ist«, erklärte sie.

»Da ist sie schon. Aber ob sie jetzt Besuch empfängt, weiß ich nicht. Wen darf ich melden, und was wollen Sie von ihr?«

»Wir sind von der Kriminalpolizei«, gab Benita widerwillig Auskunft.

»Kriminalpolizei?« Die Putzfrau riss die Augen auf. »Ja, um Himmels willen! Ist was passiert?«

»Sind Sie so gut, Frau ...?«

»Kalupke. Iris Kalupke.« Sie bekam rote Flecken am Hals.

»Frau Kalupke, bringen Sie uns jetzt bitte zu Frau Wachter.«

»Ja, sicher«, murmelte sie und wirkte nun verstört.

Benita und Julius folgten Iris Kalupke in eine kühle, dämmerige Wohnhalle, von der mehrere Türen abgingen sowie eine breite Treppe, die nach oben führte. An der Wandseite war ein Rollstuhl-Lift montiert.

»Wenn Sie einen Moment warten möchten«, bat Iris Kalupke und klopfte an die zweite Tür zur rechten Seite.

»Das ist wohl die Perle des Hauses«, ließ sich Julius vernehmen, kaum dass die Frau in dem dahinterliegenden Raum verschwunden war.

»Sieht ganz so aus. Putzfrau und Empfangsdame in einem«, pflichtete Benita bei und blickte sich in der Wohnhalle um. An den Wänden hingen Landschaftsbilder, in Öl gemalt und in schwere Rahmen gefasst. Die geschwungene Treppe war mit einem roten Läufer ausgelegt, der Handlauf war aus Holz, die Stiege aus gedrechseltem Eisen. Von der hohen stuckverzierten Decke hing ein kugelförmiger Kristalllüster, und am Boden glänzte heller Marmor wie frisch poliert. Benita fühlte sich in ihrem Top und ihrer kurzen Jeans plötzlich nackt.

»Sie können jetzt mit Frau Wachter sprechen.« Die Worte der Zugehfrau rissen sie aus ihren Betrachtungen. Sie stand unter der Tür, ging einen Schritt vor und machte eine einladende Handbewegung.

Benita und Julius folgten der Aufforderung. Sie betraten ein

helles, großzügiges Wohnzimmer mit schlichten weißen Möbeln. Im Kontrast zu der gediegenen Vorhalle, in der sie gewartet hatten, wirkte der Raum modern und luftig. In der Mitte des Zimmers saß eine auffällig blasse, schlanke Frau im Rollstuhl. Die Wand gegenüber der Tür bestand aus einer beinahe deckenhohen Fensterfront, die fast die gesamte Wandbreite einnahm. Von hier aus konnte man in einen großzügig angelegten Garten sehen. Gleich dahinter begann der Wald.

»Frau Wachter? Mein Name ist Benita Luengo, das ist mein Kollege Julius Schwarz. Wir sind von der Kriminalpolizei«, begann Benita und hatte wieder den Drang, nach ihrem Ausweis zu greifen.

»Ich weiß. Frau Kalupke hat es mir gesagt. Ich bin Franziska Wachter. Worum geht es denn?«

Benita wartete ab, bis hinter ihnen sacht die Tür ins Schloss schnappte.

»Es tut mir leid, Frau Wachter. Ihr Mann wurde heute Vormittag tot aufgefunden.«

Franziska Wachter zeigte keine Reaktion, sie wurde höchstens noch eine Spur fahler. Benita ließ sie nicht aus den Augen.

»Frau Wachter? Haben Sie mich verstanden?«

»Ja. Sicher. Werner ist tot«, antwortete sie langsam.

Sie senkte ihre Hände, die bisher locker in ihrem Schoß gelegen hatten, zu den Greifreifen des Rollstuhles und drehte der Kommissarin und ihrem Mitarbeiter mit einer geschmeidigen Bewegung den Rücken zu. Benita tauschte einen Blick mit Julius. Der Moment, in dem einem Angehörigen eine Todesnachricht überbracht wurde, war immer unerträglich. Wie Blei lastete die Furcht vor der Reaktion der Hinterbliebenen auf ihr, wenn sie, den Anblick des Verstorbenen noch allzu deutlich vor dem geistigen Auge, die schreckliche Mitteilung machen musste. Auch jetzt war sie angespannt vom Kopf bis zu den Zehen. Sie rechnete mit einem wilden Weinkampf, Schreien, Verzweiflung oder einer Schockreaktion wie Kreislaufversagen oder Ohnmacht. Wachers Witwe saß starr in ihrem Stuhl, ihre schwarzen Haare hingen kraftlos über die mageren Schultern, ihre Finger umklammerten die Greifräder. Eben wollte Benita zu ihr gehen und ihr vorsichtig

die Hand auf den Arm legen, als Franziska Wachter sich wieder umdrehte.

»Wie ist es passiert?«, fragte sie, und ihre Stimme klang rau.

»Allem Anschein nach wurde er erschlagen. Genauer wissen wir noch nicht«, gab Benita Auskunft.

Ein Zittern lief durch den Körper der Frau.

»Erschlagen«, murmelte sie und senkte den Blick auf den hellen Holzfußboden.

»Frau Wachter? Können wir irgendetwas für Sie tun? Brauchen Sie einen Arzt?«, fragte Benita. Sie tat zwei Schritte zu ihr, beugte sich vor und versuchte, ihr ins Gesicht zu sehen. Franziska Wachter hob den Kopf und rückte mit ihrem Stuhl nach hinten.

»Nein. Es geht schon.«

Unschlüssig richtete sich Benita wieder auf. Die Fassung, mit der Franziska Wachter die Nachricht aufnahm, beruhigte sie keineswegs. Sie hatte vor einigen Jahren einen Fall erlebt, in dem ein älterer Mann, dessen Frau ertrunken war, ähnlich ruhig reagiert hatte. Minuten später hatte er, für Benita völlig unerwartet, versucht, sich aus dem Fenster seiner Wohnung im siebten Stock eines Mehrfamilienhauses zu stürzen. Nur die rasche Reaktion ihres damaligen Vorgesetzten hatte den Suizid verhindert. Unvermittelt durchrann sie ein Schauer.

»Frau Wachter, haben Sie Angehörige, die wir verständigen können?«

Bedächtig schüttelte die Witwe den Kopf und hielt inne.

»Meine Kinder«, sagte sie.

»Gut. Wo können wir Ihre Kinder erreichen?«, fragte Benita und warf Julius einen Blick zu. Ihr Mitarbeiter zog aus der Cargotasche seiner ausgebeulten Stoffhose einen zerfledderten Notizblock, der kaum diesen Namen verdiente, und einen Bleistiftstummel.

»Laura studiert in Erlangen. Sie wird jetzt Vorlesung haben. Svenja studiert in Bayreuth. Sie kommt heute gegen fünf Uhr nach Hause, und Viktor ist in der Schule.«

»Wir brauchen die Adresse und Telefonnummer von Laura und die Schule, die Viktor besucht«, sagte Benita sanft.

Franziska Wachter schien wie betäubt. Sie sprach emotionslos

und sah während des Gespräches permanent an der Kommissarin und ihrem Mitarbeiter vorbei. Jetzt lenkte sie ihren Rollstuhl zu einem Beistelltisch, auf dem ein welker Strauß Sommerblumen stand, und kramte zwischen einem Stapel Zeitschriften eine Visitenkarte hervor.

»Die Adresse von Laura«, erklärte sie und reichte Benita das Kärtchen.

»Studentenwohnheim, Sonnenstraße 11, 91058 Erlangen«, las sie, dazu eine Mobilfunknummer.

»Aber wie gesagt, sie wird jetzt an der Uni sein. Svenja arbeitet bis zwölf Uhr im Oskar, das Wirtshaus am Markt in der Maximilianstraße. Um ein Uhr muss sie auch an der Uni sein. Viktor geht ins Markgräfin-Wilhelmine-Gymnasium. Wann er heute heimkommt, weiß ich nicht«, zählte sie auf.

»Danke. Wir werden Ihre Kinder verständigen.« Franziska Wachter reagierte nicht, sie schien in Gedanken versunken.

»Meinen Sie, Sie können uns ein paar erste Fragen beantworten?«, erkundigte sich Benita, ohne die Frau aus den Augen zu lassen.

»Fragen Sie.«

»Wann haben Sie Ihren Mann zuletzt gesehen?«, wollte sie wissen, warf Julius einen auffordernden Blick zu und bedeutete ihm mit einer Kopfbewegung, Notizen zu machen.

»Gestern Abend. Wir haben zusammen gegessen, gegen sechs Uhr.«

»Und dann?«

»Dann ist Werner in sein Büro gegangen, das liegt dem Wohnzimmer hier gegenüber.« Franziska Wachter zeigte zur Tür. »Ich habe ferngesehen. Etwa um acht Uhr wollte er noch mal in die Fabrik. Zumindest hat er das gesagt.« Sie sprach nach wie vor sehr gefasst.

»Hatten Sie denn Grund, an dieser Aussage zu zweifeln?«, wollte Benita wissen. Sie hörte Julius mit dem Papier rascheln. Die Witwe zuckte mit den Schultern. Sie betrachtete ihre Hände mit den unlackierten, aber sorgfältig gefeilten Nägeln.

»Wo haben Sie Werner gefunden? In der Firma?« Ihre Stimme klang jetzt leise und heiser.

»Nein. Gleich hier im Wald am Siegesturm, etwas abseits vom Hauptweg«, ließ Benita sie wissen.

»Im Wald also. Dann ist er wohl noch spazieren gegangen«, murmelte Franziska Wachter.

»Möglicherweise. Machte er das öfter?«

»Manchmal. Wenn er über Geschäftliches nachdenken wollte«, erwiderte sie.

»Ist es oft vorgekommen, dass Ihr Mann nachts nicht nach Hause kam?«, fragte Benita.

»Nein, nie. Ich bin aber gestern zeitig ins Bett. Ich habe eine Schlaftablette genommen, und als ich morgens aufgewacht bin ...« Sie brach ab, ihre Stimme hatte zu schwanken begonnen.

»Jedenfalls war sein Bett unberührt. Ich habe mir aber keine Gedanken gemacht«, fuhr sie fort und sprach wieder gefasst. »Werner schläft manchmal im Gästezimmer, wenn er spät heimkommt, um mich nicht zu stören. Ich habe einen sehr leichten Schlaf, normalerweise.«

»Nur gestern nicht, wegen der Schlaftablette?«, meldete sich Julius plötzlich, der bisher schweigend seine Notizen gemacht hatte.

Franziska Wachter nickte.

»Ich habe sogar verschlafen. Deswegen dachte ich, Werner ist schon in der Firma.« Wieder durchlief sie ein Zittern, das sie rasch unterdrückte.

»Ist außer Ihrer Zuehfrau noch jemand im Haus?«, fragte Benita, der die beherrschte Haltung Franziska Wachters zunehmend Sorgen machte.

»Nein. Ich brauche auch niemanden«, antwortete diese, als ahnte sie, worum es ging.

»Sind Sie sicher?«

»Natürlich bin ich sicher! Oder denken Sie, ich brauche aus irgendwelchen Gründen eine Sonderbehandlung?« Ihre dunklen Augen blitzten, und das erste Mal, seit Benita ihr die Nachricht vom Tod ihres Mannes überbracht hatte, sah sie die Kommissarin direkt an.

»So war das nicht gemeint«, erwiderte Benita bemüht ruhig. Flüchtig war sie in Versuchung, Franziska Wachter das Vorgehen

der Polizei zu erklären, und dass sie stets sicherstellten in Fällen wie diesen, dass ein Hinterbliebener nicht sich selbst überlassen war. Sie verzichtete darauf und wandte sich stattdessen an Julius.

»Geben Sie Frau Wachter eine Visitenkarte, bitte.« Ihr Mitarbeiter zog die Augenbrauen hoch, griff aber erneut in seine sackartige Hosentasche und zog ein kleines dunkelgrünes Mäppchen hervor. Benitas Wangen wurden heiß. Julius reichte Franziska Wachter ein Kärtchen.

»Moment«, sagte sie. Sie nahm Frau Wachter die Karte wieder ab und kritzelte mit Julius' Bleistift ihre Büronummer sowie ihre Handynummer auf die Rückseite.

»Falls es irgendetwas gibt, was Sie uns sagen möchten, Sie können jederzeit anrufen. Ansonsten verständigen wir jetzt Ihre Kinder und kommen morgen früh noch einmal vorbei. Wäre zehn Uhr in Ordnung?«

Franziska Wachter nickte. Der kurze aggressive Anflug schien vorbei.

»Zehn Uhr ist in Ordnung. Wenn nichts dagegenspricht, würde ich aber gern meine Kinder selber informieren.«

Benita stutzte. Bis eben hatte sie geglaubt, Franziska Wachter erwarte förmlich, dass ihr die Dinge aus der Hand genommen wurden.

»Es spricht natürlich nichts dagegen«, erwiderte sie zögernd.

»Gut. Dann sehen wir uns morgen«, beendete die Witwe das Gespräch.

Benita wollte nur noch gehen. Sie verabschiedete sich und verließ mit Julius den Wohnraum. Kaum hatten sie die Vorhalle betreten, eilte Frau Kalupke nahezu geräuschlos aus einer der Türen.

»Sagen Sie, nicht dass ich neugierig wäre, aber ist was mit Herrn Wachter?«

Benita blieb stehen und betrachtete die Frau, deren dünnes blondes Haar mit grauen Strähnen durchzogen war. Der Knoten, zu dem sie es im Nacken gebunden hatte, drohte sich aufzulösen.

»Herr Wachter ist tot, Frau Kalupke. Sind Sie länger im Haus? Frau Wachter sollte jetzt nicht alleine sein«, antwortete sie schließlich.

»Tot? Liebe Zeit!« Sie presste die Hände vor die Brust und riss die Augen auf. »Ich hab ja gleich gewusst, da stimmt was nicht. Ich meine, sonst ist er immer nach Hause gekommen, und wenn es noch so spät wurde. Nur gestern ... Aber weder seine Frau noch die Kinder wollten was unternehmen. Meine Güte. Was ist denn passiert?«

Benita runzelte die Stirn.

»Weder seine Frau noch die Kinder? Das heißt, allen ist aufgefallen, dass Herrn Wachters Verhalten ungewöhnlich war, und keiner hat sich gekümmert?«

»Na ja, so kann man das nicht sagen. Als ich Frau Wachter das Frühstück serviert habe, hat sie angeordnet, ich soll später im Gästezimmer das Bett richten, weil ihr Mann wohl dort geschlafen hätte. Es gab aber nichts zu richten! Er ist also gar nicht nach Hause gekommen. Ich hab es ihr natürlich gesagt, aber es schien sie wenig zu interessieren. Sie war nur ein bisschen verwundert.«

»Und die Kinder?«, hakte Julius nach. Eine Haarsträhne löste sich aus Iris Kalupkes Frisur. Sie strich sie hinters Ohr.

»Ich hab den beiden Kaffee und Brötchen ins Esszimmer gebracht. Laura ist ja nicht da, aber Svenja und Viktor frühstücken manchmal zusammen. Heute sind beide später aus dem Haus. Bei Viktor sind die ersten zwei Unterrichtsstunden ausgefallen, und Svenja jobbt zweimal die Woche im Oskar. Sie sollte um neun Uhr dort sein beziehungsweise kurz davor. Um neun fängt meistens ihre Schicht an. Auf jeden Fall hab ich ihnen gesagt, dass ihr Vater heute Nacht anscheinend gar nicht heimgekommen ist.« Iris Kalupkes Wangen hatten rote Flecken, und durch ihre dünnen Haare schimmerte rosig die Kopfhaut.

Benita versuchte, nicht hinzusehen.

»Und?«, fragte Julius weiter.

»Ja, nichts! Svenja hat nur gesagt, das wäre allerhand, und ihr Vater käme wohl in die zweite Pubertät. Viktor hat gar nichts gesagt. Ich hab es dann gut sein lassen. Ich meine, was kann ich denn schon machen? Und jetzt kommen Sie und haben so schreckliche Nachrichten. Was ist denn nun passiert?«

»Allem Anschein nach wurde Herr Wachter erschlagen«, sagte Benita. Die Haushälterin würde es ohnehin erfahren.